

Literarische Erinnerungen

Autor(en): **Gide, André**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1928)**

Heft 3

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759661>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Literarische Erinnerungen

von *André Gide*

Deutsch von Ferdinand Hardekopf

Vorbemerkung des Übersetzers. – Bewundert viel und viel gescholten, ist André Gides autobiographisches Werk: *Si le grain ne meurt* bald nach seinem Erscheinen (im Verlag der *Nouvelle Revue Française* zu Paris) völlig vergriffen gewesen und hat dem Kunstgebiet der Bekenntnisse so unvermutete Aspekte eröffnet, daß das Gespenst einer Krise der Memoirenliteratur sich abzuzeichnen beginnt... Die folgenden Seiten sind dem dritten Bande des Werks entnommen und versetzen uns in die Zeit, wo Gide, zwanzig Jahre alt, nach Veröffentlichung seines ersten Buches, Anschluß an literarische Kreise zu gewinnen begann.

Fast jeden Tag besuchte ich damals Pierre Louys. Er wohnte mit seinem Bruder im zweiten Stock eines niedrigen Hauses an der Rue Vineuse, Ecke Square Franklin. Von seinem Arbeitszimmer sah man auf den nahen Trocadéro. Doch wir waren viel zu sehr mit uns selbst beschäftigt, mit unseren Plänen und Entwürfen, als daß wir jemals für dieses Panorama Sinn gehabt hätten.

Ohne meine freundschaftliche Verbindung mit Pierre Louys wäre ich aus der scheuen Abseitigkeit, in der ich lebte, vielleicht nie herausgekommen. Zwar träumte ich längst davon, in literarische Sphären zu gelangen und mit wahlverwandten Seelen Zwiesprach zu pflegen, aber ich litt an einer kaum überwindlichen Schüchternheit (wie ich denn auch heute noch oft gerade denen lästig zu fallen fürchte, zu denen ich mich am meisten hingezogen fühle). Pierre war von freierem, spontanerem Wesen, er war wohl auch geschickter als ich, sein Talent hatte schon eine gewisse Form gewonnen, und so hatte er es gewagt, seine ersten Gedichte jenen Meistern, die wir beide gleichermaßen bewunderten, huldigend darzubringen. Und von ihm gedrängt, überwand ich meine Verlegenheit und machte mich mit meinem ersten Buche, den *Cahiers d'André Walter*, auf den Weg zu Hérédia.

« Ich hab' ihm von dir gesprochen: du wirst erwartet, » sagte Pierre zu mir.

Hérédias Sonette waren damals erst vereinzelt in der *Revue des deux Mondes* zum Vorschein gekommen, aber noch nicht gesammelt erschie-

nen. Wir kannten jedoch auch die ungedruckten auswendig und hüteten sie eifersüchtig in unserem Gedächtnis. Wie schlug mir das Herz, als ich, Rue Balzac, zum erstenmal vor der Wohnungstür des großen Mannes stand und den Klingelzug faßte...!

Leider entsprach das Äußere José-Maria Hérédias keineswegs der Vorstellung, die sich ein weltfremder Jüngling von einem berühmten Dichter gemacht hatte. Keinerlei Geheimnis schien in seinem Wesen verborgen zu liegen, und nichts Lockendes sprach aus dieser brüchig trompetenden Stimme. Da stand ein kleiner, leidlich wohlgebauter, etwas dicker Herr vor mir, reckte sich und stapfte klirrend durchs Zimmer. Sein Bart war viereckig geschnitten, die Haare hochgebürstet, und, über die Brille hinweg (oder seitlich an ihr vorbei) traf mich ein etwas verschleierter, durchaus gutmütiger Blick. Da wilde Gedankenüberflutung ihn nicht gerade zu bedrängen schien, so vermochte er alles, was ihm durchs Hirn fuhr, unmittelbar auszusprechen, und das gab seinem Geplauder eine amüsante Frische. Dieser Geist interessierte sich fast nur für das Reich des Sichtbaren und für Kunst; alles Übersinnliche war ihm verschlossen, und von seinen Mitmenschen bemerkte er nichts als die äußeren Formen des gesellschaftlichen Benehmens. Aber Hérédia hatte viel gelesen, und weil seine Mängel ihm keineswegs bewußt waren, so entbehrte er eigentlich gar nichts. Er war mehr Virtuose als Poet; und im letzten Grunde Handwerksmeister. Anfänglich war ich furchtbar enttäuscht. Aber dann begann ich mich zu fragen, ob an dieser Desillusion nicht meine eigenen Vorurteile schuld seien, und ob eine rein zünftlerische Vollkommenheit nicht immerhin höher zu bewerten sei, als ich bisher vermutet hatte...

Hérédia empfing seine Freunde und Bekannten jeden Samstag. Von vier Uhr an füllte sich das Rauchzimmer der rue Balzac mit Diplomaten, Journalisten und Dichtern, und wäre Pierre Louys nicht dabei gewesen, so wäre ich vor ängstlicher Gezwungenheit fast gestorben. Zur selben Stunde sahen die Damen des Hauses ihre Freunde bei sich; und manchmal wechselte ein Gast vom Rauchzimmer hinüber in den Damensalon, oder umgekehrt. Dann hörte man, durch die flüchtig sich öffnende Tür, aus dem Frauenreich ein flüsterndes Zwitschern, ein kicherndes Flöten zu uns herübertönen. Aber die Furcht, von Madame de Hérédia oder von einer ihrer Töchter bemerkt zu werden, hielt mich festgebannt im verstecktesten Winkel des Dichtergemachs, wo neblige Schwaden von Tabaksqualm mich bargen, gleich olympischem Gewölk...

Etliche dieser Samstagsgäste fand ich an den Dienstag-Abenden bei

Mallarmé wieder, zu dem fast nur Literaten kamen, höchstens gelegentlich auch ein paar Maler, wie Gauguin und Whistler. Stéphane Mallarmés kleines Arbeitszimmer in der Rue de Rome (Wohn- und Eßstube zugleich) ist mehrfach beschrieben worden. An diesem Ort herrschte ein Zauber von solch geruhiger Feierlichkeit, wie unsere lärmende Gegenwart ihn sich wohl kaum noch vorstellen kann. Was Mallarmés Art des Konversierens betrifft, so bereitete er seine Gespräche gewiß sorgfältig vor, und häufig unterschieden sich diese mündlichen Äußerungen kaum von seinen geschriebenen *Divagationen*. Aber er sprach mit soviel Kunst und so wenig Doktrinarismus, daß man durchaus den Eindruck empfing, alle diese esoterischen Gedanken seien Ergebnisse des Augenblicks... Manchmal unterbrach irgendeine Anekdote die paradoxe Magie des Zusammenhangs, ein witziges Wort, das der Sprecher in exquisiter Stilisierung wiedergab, stets bedacht auf jene metaphysische Eleganz, die seine Kunst so selbstherrlich vom gemeinen Leben entfernt hielt...

An manchen Abenden, wenn die Zahl der um den runden Tisch versammelten Besucher nur klein war, blieb Madame Mallarmé, mit einer Handarbeit beschäftigt, in unserer Kreise sitzen, und ebenso ihre Tochter. Doch schließlich trieb der undurchdringlich werdende Rauch die beiden aus dem Zimmer. Denn mitten auf dem Tische stand ein gewaltiger, mit Tabak angefüllter Topf, aus dem man sich nach Herzenslust bedienen konnte. Immer neue Zigaretten wurden gerollt, und auch Mallarmé rauchte fast ununterbrochen, am liebsten allerdings seine kleine Tonpfeife. Gegen elf Uhr nachts pflegte Geneviève Mallarmé wiedereinzutreten, um die Groggs zu bringen. In diesem sehr einfachen Haushalt gab es keinen Dienstboten, und jedesmal, wenn es draußen läutete, erhob sich der Meister selbst, um zu öffnen.

Im Nachstehenden schildere ich einige von den Geistern, die sich um diese beiden Mittelpunkte scharten, und die meine Gefährten wurden. Wir alle schienen damals, mehr oder weniger bewußt, einer (keineswegs präzise formulierten) Parole zu gehorchen, die sich gegen den Realismus und, nebenbei, gleichzeitig gegen die Parnassiens richtete. Im Banne Schopenhauers (dem einige von uns, was mich befremdete, Hegel vorzogen) hielt ich alles, was nicht *absolut* war, für *unwesentlichen Zufall*: die ganze prismatische Mannigfaltigkeit des Lebens. Den meisten meiner Kameraden erging es ebenso; und unser Irrtum lag weniger in der Sucht, vom Wirrwarr und Gestrüpp der realistischen Literatur irgendeine Schönheit oder Wahrheit höherer

Ordnung zu abstrahieren, als vielmehr in unserer naiv-aprioristischen Abkehr von der gesamten Erscheinungswelt. Mich rettete ein Hang zur Gourmandise... Doch ich kehre zu meinen Gefährten zurück.

Von diesen allen war Henri de Régnier unbestreitbar die markanteste Persönlichkeit. Schon sein äußeres Wesen bestach. Unter Formen von gewinnender, wenngleich etwas herablassender Liebenswürdigkeit verbarg er, in diskretester Weise, das ständige Gefühl seiner Superiorität. Hochgewachsen und mager, wußte dieser Mann die gewisse Hinfälligkeit, die seinem Körper anhaftete, als Reiz und Vorzug erscheinen zu lassen. Gleich auf den ersten Blick fühlte man sich angezogen von dieser hohen Stirn, diesem länglichen Gesicht und den schönen, schmalen Händen, mit denen er beständig an seinem kastanienbraunen, altmodisch herabhängenden Schnurrbart drehte. Ins linke Auge war ein Monokel geklemmt. Leconte de Lisle hatte dieses Requisit literaturfähig gemacht, und etliche Mitglieder des erlauchten Kreises trugen es. An den Abenden bei Hérédia und Mallarmé verharrte Régnier zumeist in ehrerbietigem Schweigen; höchstens, daß er, mit spielerischer Geschicklichkeit, der Unterhaltung jenes unauffällige Stichwort lieferte, an dem sie sich von neuem entzünden konnte. War man aber mit ihm allein, so gewann seine Plauderkunst etwas Bezauberndes. Wie häufig brachte mir die Post, in jener Zeit, ein Billet mit seinen Schriftzügen: « Wenn Sie morgen abend nichts Besseres vorhaben, so kommen Sie doch zu mir. » Ich bin nicht sicher, ob ich solche Abende heute noch ebensowohl genießen würde; aber damals konnte mir nichts erwünschter kommen als diese Einladungen. Etwas Lässiges in Régniers Gehaben, der Zauber dieser Stimme, die schneidend werden konnte, wenn sie nicht dunkel gedämpft war, dazu die kunstreiche Fertigkeit, alles zu Sagende auf geheimnisvoll verwirrende Manier vorzubringen, und eine Art boshafter Lust im Betrachten der Mitwelt –: die Zeit verging, und wenn es Mitternacht schlug, so nahm ich widerstrebend Abschied.

An einen Abend jedoch erinnere ich mich, da schien mir Régnier anders zu sein, als sonst; er ließ sein Monokel aus dem Auge fallen, und sein Blick verschleierte sich melancholisch:

« Was haben Sie, mein Freund? » fragte ich endlich.

« Ach, » versetzte er und räkelte sich in ironischer Gequältheit: « ich bin im Begriff, das Vorgebirge meines dreißigsten Geburtstags zu umsegeln! »

Mit einem Schlage kam er mir vor wie ein ganz alter Mann. Wie lange ist das schon her!...

In jener Zeit war Francis Vielé-Griffin der intimste Freund von

Henri de Régnier. Häufig wurden die Namen dieser beiden Symbolisten im Zusammenhang genannt, ja, ihre literarische Produktion wurde mit einander verwechselt. Für das Gefühl des lesenden Publikums bot damals nur der regelmäßige Vers die Möglichkeit unterscheidender Merkmale; alle freie Metrik aber schien an einer Familienähnlichkeit zu leiden, die keinerlei Abstufung erkennen ließ. So geht es ja immer, wenn eine neue künstlerische Technik aufkommt: in der Musik, in der Malerei, in der Lyrik. In Wirklichkeit aber waren diese beiden Geister grundverschieden, und ihre Freundschaft (ganz wie die meinige mit Pierre Louys) mußte auf irgendeinem fundamentalen Mißverständnis aufgebaut sein. Es konnte nichts Freieres, Zuverlässigeres, Ursprünglicheres geben als den Charakter von Vielé-Griffin. Und wenn ich nun auch weit entfernt bin, zu behaupten, daß Régnier etwa, im Gegensatz zu ihm, verknäuelte, unaufrichtig und gleisnerisch gewesen sei, so hatte doch bei diesem eine bewußt umformende Disziplin sich aller spontanen Empfindungen bemächtigt, um sie abzuschleifen, zu glätten und blank zu putzen, derart, daß man den Eindruck gewinnen mußte, dieser Mann empfinde niemals etwas Unvorhergesehenes oder Unvorhergesehenes, er lasse kein Gefühl zu, das er nicht von vornherein bemeistere, ja, das auszukosten er sich nicht mit schärfster Absichtlichkeit vorher entschlossen habe. Ich habe in meinem Leben noch mehrere andere Menschen kennen gelernt, die diesen – von ihnen als ungemein erstrebenswert betrachteten – Zustand zu erreichen suchten, und die ihn auch (meines Erachtens allzu leicht, allzu schnell, und immer zu ihrem eigenen Schaden) wirklich erreicht haben. Mir schien dieses Ideal höchstens solchen Charakteren angemessen zu sein, die sich vergeblich bemühen würden, es zu erreichen. . . . Was Francis Vielé-Griffin anlangt, so hätte eine derartige Meisterschaft der Selbstbeherrschung wohl kaum etwas Verlockendes für ihn gehabt. Er steckte voll von Launen und Einfällen, die er ohne jede Zurückhaltung äußerte. Er hatte in seinem ganzen Empfinden etwas Frisches und Ungezähmtes bewahrt, einen Hauch von den Prärien und den großen Strömen seiner Heimat; und wäre er im Gespräch nicht allzusehr auf Paradoxe erpicht gewesen, so hätte man sich nichts Reizvolleres denken können, als seine Art der Konversation. Dabei war er von streitbarem Temperament, Weltverbesserer aus Idealismus, und im Kern seines Wesens ziemlich puritanisch. An die weitgehende (oft allerdings nur vorgetäuschte) Ungeniertheit des literarischen Milieus, in dem er lebte, hat er sich nie recht zu gewöhnen vermocht. Er zog zu Felde gegen die verschieden-

artigsten Feinde: gegen das alexandrinische Versmaß, gegen Catulle Mendès, gegen die Sitten, gegen die Zeitläufte, und gar oft beendete er solche Ausfälle, unter herzhaftem Gelächter (denn im Grunde amüsierte er sich über seine eigene Entrüstung), mit den Worten:

« O je, o je, mein lieber Gide, wohin soll es noch kommen mit uns? »

Einer der regelmäßigsten Besucher der Abende von Mallarmé und Hérédia war Ferdinand Hérold. Man traf ihn auch in anderen literarischen Kreisen, ja, man traf ihn eigentlich überall. Und niemals nahm er von einem Abschied, ohne vorsorglich ein neues Zusammentreffen vorgeschlagen und verabredet zu haben. Es ist mir immer rätselhaft geblieben, wie dieser Schriftsteller noch Zeit zum Lesen oder Schreiben übrig behalten konnte. Tatsache aber ist, daß er viel schrieb, und daß er alles gelesen hatte. Über alles, was damals unsere Leidenschaft erregte, sei es eine modisch gewordene Variation des Sonetts oder der Gebrauch des Saxophons im Orchester, war er in erstaunlicher Fülle unterrichtet und konnte viele Kilometer lang darüber das Wort führen. Denn, zu welcher später Nachtstunde auch immer man von Mallarmé oder aus einer Versammlung oder einem Schauspiel aufbrach: Hérold begleitete einen nach Hause, das war ein für allemal abgemacht, und zwar ging man zu Fuß. Meine Mutter schätzte ihn wegen dieser Beflissenheit besonders hoch. So sehr der Gedanke, mich nach Mitternacht allein auf den Straßen von Paris zu wissen, sie geängstigt hätte: sie durfte sich unbedingt darauf verlassen, daß der treue Begleiter mir erst an der Tür unseres Hauses Adieu sagen würde. Hérold war ein Mann, der seinem gutmütigen, ja knabenhaften Gesicht mit Hilfe eines ungeheuren Bartes einen trutzig-männlichen Anstrich zu geben wußte. Er war der beste Kamerad, der zuverlässigste Freund. Immer war er da, wenn man ihn brauchte, und gelegentlich auch dann, wenn man ihn nicht brauchte. Er schien solcher stets erneuten Dienstwilligkeit innerlich zu bedürfen, um existieren zu können. . . . Ferdinand Hérold trug seinen Kopf um einige Zentimeter mehr in den Nacken geworfen und, folglich, den Riesenbart um ebensoviele Zentimeter mehr nach vorn, seitdem er einen Artikel über – oder vielmehr gegen – den Respekt veröffentlicht hatte, in welchem bewiesen war, daß die Weisheit, im Gegensatz zu dem Ausspruch Salomonis, erst da anfing, wo die Furcht Gottes aufhörte. Und da jeder Respekt: vor Eltern, Gebräuchen, Autoritäten usw., eine Verblendung im Gefolge hatte, so durfte der Mensch erst, nachdem er sich von allen diesen Faktoren emanzipiert hatte, auf die Bahn des Lichtes zu gelangen hoffen. . . .

Neben Hérold tauchte manchmal ein übergroßer Belgier auf, des Bärtigen Schwager, ein Mann mit einem Kinderherzen und, soweit man aus seinem andauernden Schweigen entnehmen konnte, vermutlich auch mit einer tüchtigen Portion von Intelligenz. Jedenfalls war er klug genug, um entdeckt zu haben, daß das sicherste Mittel gegen Hervorbringung etwaiger Dummheiten darin besteht, den Mund stets hermetisch verschlossen zu halten.

Bernard Lazare, aus Nîmes, verfügte über ein Äußeres, das allgemein mißfiel. Durch sein Monokel schleuderte er stechende Blicke auf Menschen und Dinge, und er schien alles, was er nicht gerade bewunderte, grenzenlos zu verachten. Dabei beseelten ihn die edelsten Empfindungen, das heißt: er war in ständiger Empörung gegen die Dummheit und Gemeinheit seiner Zeitgenossen. Nur, daß er die Existenz dieser Dummheit und seine Entrüstung gegen sie zu brauchen schien, um sich seines eigenen Wesens bewußt zu werden; ließ die Spannung und Opposition einmal nach, so blieben ihm nichts als Reflexe, und er schrieb den *Spiegel der Legenden*...

Lazare und Griffin publizierten ihre polemischen Wallungen in den *Entretiens politiques et littéraires*, einer kleinen Zeitschrift mit dunkelrotem Umschlag, die für so ausgezeichnet redigiert galt, daß ich mich eminent geschmeichelt fühlte, als auch mein *Traktat über Narcissus* dort erschien. In betrüblichem Grade hat es mir zeitlebens an einer Eigenschaft gefehlt, aus der manch kühner Entschluß hätte erwachsen können: an der Fähigkeit, meine Geltung, meinen Kredit im Bewußtsein der andern richtig einzuschätzen. Stets bewerte ich mein Konto niedriger als es ist, und ich verstehe nicht nur nichts zu fordern, sondern vom geringsten Zugeständnis fühle ich mich gleich so übermäßig geehrt, daß ich meine Überraschung nur schlecht verbergen kann. Erst mit fünfzig Jahren begann ich mich von dieser Schwäche allmählich zu befreien.

Das Wesen Bernard Lazares erregte mir Furcht. Undeutlich spürte ich Möglichkeiten in ihm, die weitab führten von den Gefilden der Kunst; und als er dann wirklich, mit dem Aufflammen der Dreyfus-Affäre, hoch zu Roß in den Kampf sprengte und die wichtige Aufgabe übernahm, die ihm vorbehalten war, da begriff ich, daß er seine Linie gefunden und bis dahin nur, im Vorzimmer der Musen (aus dem so mancher sich nie wieder herausfindet), auf seine Bestimmung gewartet hatte.

Albert Mockel, den ich noch nicht erwähnt habe, gab eine kleine, aber bedeutende französisch-belgische Zeitschrift heraus: *La Wallonie*. Da in jeglicher Schule (und sicherlich bildeten wir eine solche) der

Geschmack des einzelnen durch die dauernde geistige Reibung geformt und geschärft wird, so geschah es kaum je, daß einer von uns in literarischen Dingen ein falsches Urteil abgegeben hätte; oder, wenn es doch vorkam, so war der Irrtum nicht individuell, sondern unserer ganzen Gruppe gemeinsam. Über diesen Kollektiv-Geschmack hinaus aber erreichte Mockels künstlerisches Empfinden eine ungewöhnliche Höhe des Raffinements. Er trieb die Feinheit fast bis zur Verdampfung des Gedachten, und angesichts der subtilen Zugespitztheit seiner Äußerungen erschien einem alles, was man selber dachte, plump und ordinär. Seine Sätze waren so zärtlich verdünnt, seine Anspielungen, aus übersorglicher Gewissenhaftigkeit, so behutsam hingestellt und nadelfein stilisiert, daß man seinem Gedankengang nur auf den Fußspitzen zu folgen vermochte und sich nach Ablauf einer Viertelstunde ganz ausgelaugt und zerrüttet fühlte...

Abseits von allen diesen Bekanntschaften verband mich eine starke Neigung (wenn auch vielleicht nicht gerade: Freundschaft) mit einem jungen Manne, den die Natur recht stiefmütterlich bedacht hatte. André Walckenaer, ein Enkel des feinsinnigen Gelehrten, dem wir eine ausgezeichnete Biographie La Fontaines verdanken, war ein kränkliches, schwächliches Wesen, jedoch intelligent genug, um den Wert aller ihm versagten Gaben zu ermessen und das Glück der anderen mit dünner Stimme klagend zu ersehnen. Als wir uns kennen lernten, war ich noch keine zwanzig Jahre alt, André Walckenaer nur um wenige Monate älter. Für die Aufmerksamkeit, mit der er mir entgegenkam, war ich ungemein empfänglich, und um hinter seinem höflichen Eifer nicht zurückzubleiben, suchte ich mir einzureden, der neue Gefährte weise außerordentliche Ähnlichkeit auf mit dem imaginären Helden eines Buches, das zu schreiben ich damals undeutlich im Sinne hatte, und das betitelt sein sollte: *L'Education sentimentale*. Zwar hatte Flaubert schon ein Buch geschrieben, das ebenso hieß, aber das meinige sollte dem Titel besser entsprechen. Natürlich verliebte sich Walckenaer, von dieser Idee hingerissen, sofort in ein Werk, in dem sein Porträt einen so bedeutenden Platz einnehmen sollte. Ich fragte ihn, ob er Lust hätte, mir Modell zu stehen – ganz, als ob ich ein Maler gewesen wäre. Wir verabredeten den Tag. Und so begab es sich, daß Walckenaer drei Jahre hindurch (soweit ich in Paris anwesend war) jeden Mittwoch nachmittag um zwei Uhr bei mir erschien und bis fünf Uhr dablieb, falls ich nicht meinerseits zu ihm ging; und manchmal dauerten unsere Sitzungen bis in den Abend hinein. Wir führten endlose, unerschöpf-

liche Gespräche; vielleicht gibt der Text der Bücher von Marcel Proust am besten einen Begriff von der Art unserer Plaudergespinnste. Wir glossierten das gesamte Inventar der Welt, und kein Haar war so fein, als daß unser Scharfsinn es nicht noch in vier Teile gespalten hätte. Verlorene Zeit? Ich kann es nicht glauben: eine gewisse Geschmeidigkeit im Stil des Denkens und Schreibens wird ohne etliche dialektische Gymnastik kaum erreicht werden.

Durch Walckenaer machte ich die Bekanntschaft eines Herrn, der noch dürrer und schwächer war als er selbst. Dieses Wesen hatte nur gerade noch Körperlichkeit genug, um als bohnenstangenartiger Automat zu funktionieren, der einen untadelig geschnittenen Anzug in verschiedenen Salons paradieren ließ. Außerdem lieferte er, aus langem, honiggelbem Seidenbart heraus, mit sanfter Gespensterstimme Äußerungen von unüberbietbarer Abgeschmacktheit. Im Kielwasser dieses Phantoms geriet ich in verschiedene gesellschaftliche Kreise; aber, zu meinem Glück, ermangelte ich jeglicher Fähigkeit, in der großen Welt zu glänzen: man wird mich dort für eine Art verirrtten Nachtvogels genommen haben. Zwar wies meine Kleidung eine leidliche Façon auf; und meine langen Haare, meine hohen Kragen, meine gebeugte Haltung erregten einiges Interesse; aber alles, was ich sagte, enttäuschte; denn mein Geist war schwerfällig, oder doch so wenig routiniert, daß ich immer dann verstummte, wenn ein Scherzwort von mir erwartet wurde. Übrigens gab ich an allen diesen Stätten nur schüchterne Gastrollen.

Am ungezwungensten ging es bei der Fürstin Urussow zu. Dort konnte sich jeder geben, wie er Lust hatte: je toller, desto besser. Die Fürstin selbst, eine üppige Schönheit in orientalischen Toiletten, schien sich über alles zu amüsieren und teilte allen Anwesenden ein Gefühl des Wohlbehagens mit. In die Salons dieser bezaubernd lebenswürdigen Frau führte ich eines Abends Oscar Wilde. Während des Dinners stieß die Fürstin plötzlich einen lauten Schrei aus und beteuerte aufgeregt, sie habe soeben um das Haupt des Irländers eine Strahlenkrone aufleuchten sehen. . .

Doch ich unterbreche mich und verschiebe die Porträts von Maeterlinck, Marcel Schwob und Barrès auf später. Denn schon habe ich allzuviel Figuren auftreten lassen innerhalb des fragwürdigen Halbdunkels dieser Atmosphäre, in die ich, beim Ausgang des Jünglingsalters, mein undeutliches Streben verlegt hatte und mein verworrenes Suchen nach der eigenen Inbrunst.